

## eins

„Auf dem Foto sieht sie gar nicht so übel aus ...“, sagte einer. „Glaubt ihr, sie ist verletzt?“

„Und wenn schon, was mischt sie sich ein!“, erwiderte ein zweiter.

„Zeig mal her! Na da war sie ja noch jünger!“

„Wie viel haben wir denn jetzt?“, fragte ein dritter.

„Dreihundertzwanzig“, sagte wieder der erste.

Seit einer gefühlten Ewigkeit hielt der Einbeinige die Luft an, schockstarr, umgeben von Büchern, am Erdboden sitzend. Den Rücken hatte er gegen die Steinwand gepresst, den Blick durch die anderthalb Meter hohe, einen halben Meter breite Öffnung nach draußen gerichtet. Aus der Finsternis ins Freie, zum – ausgerechnet! – Buchenwald, dessen üppige Kronen hoch über den Obstgarten mit den Apfel- und Birnbäumen ragten. Am wolkenlosen Himmelsausschnitt darüber war immer wieder ein Habicht zu sehen, und dem Einbeinigen war die Freiheit eines Vogels nie beneidenswerter erschienen, als in diesen Minuten, da er selbst gefangen war, Stein gewordenes Fleisch und Blut. Er musste an jene Geschichte denken, die ihm ein Freund vor kurzem erzählt hatte, über einen Yogi, der, als ihm mitten im indischen Dschungel ein Tiger über den Weg gelaufen war, nicht nur zu atmen aufgehört, sondern seinen Blutkreislauf als ganzes unterbrochen hatte. Der Tiger hatte ihn schlicht nicht wahrgenommen und war unverrichteter Dinge weiter geschlurft, aber der Einbeinige war kein Yogi und musste jetzt Luft holen, möglichst geräuschlos, denn sie durften ihn keinesfalls bemerken. Die Eindringlinge, die wenige Meter über ihm saßen, scheinbar die Beute ihres jüngsten Raubzugs begutachteten, dazu mittels Smartphone ihre widerwärtige Musik hörten; welche plötzlich, just als der Einbeinige begierig Luft einsaugte, lauter wurde und das

Blätterrascheln und Vogelgezwitscher, das Hundegebell und ihre eigenen jugendlichen Stimmen übertönte und niederwalzte: „*Adolf Hitler, unser Führer, Adolf Hitler, unser Held!*“

Abermals hielt der Einbeinige den Atem an. Den Habicht sah er jetzt nicht mehr. Er machte die Augen zu und biss die Zähne zusammen, glaubte er so doch, den Schmerz in seinem rechten Bein besser zu ertragen, den Schmerz in seinem rechten Bein, das schon vor Jahren amputiert worden und längst verrottet war, allerdings immer noch dann brannte, wenn er Angst hatte, gefangen war, sich hilflos fühlte. Er hatte sich damit arrangiert, dass dieses Gefühl an manchen Tagen wiederkehrte, doch meist war das an einem einsamen Abend in seiner Substandardwohnung der Fall, oder in der aggressiv geladenen Atmosphäre der U-Bahn, oder im angespannten Nebeneinander im Wartezimmer am Sozialamt. Keinesfalls hatte er hier, in dem einer kühlen Felshöhle ähnelnden Keller der Ruinenvilla damit gerechnet, wo er seine Bücher versteckte und gelegentlich übernachtete, wenn ihn die Insekten auf der Wiese, im Wald oder unten am Teich zu sehr malträtierten. Seit er diesen Ort kannte, hatte er sich hier sicher gefühlt, mehr noch, hier *war* er sicher gewesen.

„*Sieg heil! Sieg heil! Sieg heil!*“

## **zwei**

„Ich weiß wirklich nicht, welcher Teufel dich geritten hat. Zivilcourage, ja, das hört sich schön an. Trotzdem sollte man nicht unvernünftig sein! Was bringt dir die ganze Zivilcourage, wenn du mit einem Messer im Bauch im Straßengraben liegst?“

Ruth sah in das bezaubernde Gesicht ihres Sohnes. Er war vor kurzem zwanzig geworden, unvorstellbar jung, und dennoch beneidete sie ihn in diesem Augenblick nicht. Vielleicht, weil ihr klar wurde, dass er, obwohl er zweifellos ein guter Mensch war, keine Illusionen mehr

hatte, womöglich nie welche gehabt hatte; dass er ohne zu zögern jede Situation alleine nach den eventuellen persönlichen Konsequenzen beurteilte, danach, wie die Sache für ihn ausgehen könnte. Das war natürlich grundvernünftig, denn ein junger Mann wie er würde nie im Namen einer vermeintlich großen Idee in den Krieg ziehen. Aber es war ebenso auf eine unheimliche Art pragmatisch, wusste Ruth doch schlichtweg nicht, ob er sein Leben riskieren würde, um ihres zu retten.

„Drei Typen! Wie konntest du dich bloß in solche Gefahr begeben? Für dein Glück musst du wirklich dankbar sein!“

Ihr kam der Gedanke, dass sie wohl alt wurde, weil sie offenbar die heutige Zeit nicht mehr verstand. Im Gegensatz zu ihrem Sohn nämlich war ihre erste Assoziation bei der Vorstellung, jemandem zu helfen, nicht jene, dass dies gefährlich sein mochte. Für sie war es ganz selbstverständlich gewesen, einzuschreiten, im 48A Richtung Baumgartner Höhe, als ihr aufgefallen war, dass drei Burschen einen jüngeren, schwächtigen belästigten. Ihn dazu nötigen wollten, sein Fußball-T-Shirt auszuziehen, weil sie offenbar Anhänger eines anderen Vereins waren.

„Das waren Hooligans! Ist dir das klar? An solche Typen darfst du nicht einmal anstreifen!“

Den anderen Leuten im Bus war das klar gewesen. Niemand wollte an den drei Burschen anstreifen. Alle starrten aus dem Fenster, in die Zeitung oder auf das Display ihres Handys, teilnahmslos, als die drei Burschen dazu übergingen, ihrem Opfer Hiebe zu versetzen. „Zieh sofort dein T-Shirt aus!“, keiften sie den Kleineren an. Die Angst war ihm ins Gesicht geschrieben. Ruth bekam das mit, wie wahrscheinlich jeder andere Fahrgast auch, sie allerdings konnte das nicht ignorieren. „Was soll das werden? Ihr seid zu dritt, viel größer als er, und geht trotzdem auf ihn los? Schämt ihr euch nicht?“

Mehr musste sie nicht sagen. Der Bus hielt im nächsten Moment an, eine Tür öffnete sich, die drei Burschen stießen Ruth nach draußen. Sie stürzte zu Boden, bekam ein paar Tritte, die Handtasche wurde ihr entrissen. Dann rannten die Burschen weg, der Bus war bereits weitergefahren, und Ruth, benommen, raffte sich auf, wankte, lehnte das Hilfsangebot zweier junger Frauen, die wie aus dem Nichts aufgetaucht waren, mit einer bemüht souveränen Geste ab, wankte abermals. Dann setzten sich ihre Beine wie von selbst in Bewegung, der menschenleeren Wohnstraße entlang, etwa in dieselbe Richtung, wohin die Burschen gerannt waren? Ruth wusste es nicht, ließ sich tragen, ignorierte das Hupen eines vorbei rasenden Autos. Weshalb war sie überhaupt im 48A gewesen? Sollte sie nicht ihre Bankomatkarte sperren lassen? Ihr fiel ein, dass auch ihr Handy in der Handtasche gewesen war, und sie empfand eine sonderbare Erleichterung darüber, brauchte sie so doch niemanden anzurufen, musste auch keinen Anruf entgegen nehmen, niemandem erzählen, was ihr widerfahren war, niemandem verschweigen, dass es ihr widerfahren war. Immer wieder hielten ihre Beine an, für Sekunden oder Minuten, immer wieder setzten sie sich neuerlich in Bewegung. Was *war* ihr eigentlich widerfahren? Sie schien es nicht mehr zu wissen, bloß zu ahnen, schämte sich jedoch, sehnte sich zugleich nach schützenden Armen, Ruhe, Geborgenheit, danach, endlich ... und ein für allemal ... und nicht länger ... jetzt wirklich ... Ja was? Sie wollte weinen, es kam nur ein Würgen, sie war plötzlich so müde, so froh darüber, dass ihre Beine sie trugen, weg trugen, ob die Burschen sie verfolgten ...? Diese Burschen! Diese ... Sie sollte doch eigentlich eine enorme Wut auf diese Rabauken empfinden! Oder nicht? Sollte sie ihnen nicht ... ins Gesicht schlagen ...? Weswegen? Zwanzig Jahre Lohn- und Erziehungsarbeit, fordern und fördern, Förderband, Zahlungsforderungen, Lasten, keine Lüste, nicht mal eine lausige

Affäre. Ein Leben im Stand-by-Modus. Und dann: zu Boden gestoßen, hingetreten. Deswegen? Ihre Beine trugen sie immer noch, langsam, schleppend, vorbei am Otto-Wagner-Spital, langsam, schleppend, weg von der Straße. Auf einen abschüssigen Weg, links und rechts eingezäunte Schrebergärten, keine Menschen. Bis Ruth am Rande des Wienerwaldes auf einer Wiese zum Stehen kam.

Sie setzte sich auf eine Bank, die Vormittagssonne schien ihr ins Gesicht. Dort oben, am Hang, die steinernen Überreste eines Häuschens. Sie lächelte, sie weinte. Was war passiert? Was *fühlte* sie da?

### **drei**

Die Eindringlinge waren abgezogen, der Einbeinige aber hatte den Keller noch nicht verlassen. Zwar war der Schmerz in seinem toten rechten Bein abgeklungen, trotzdem war er wie betäubt, gelähmt, unfähig aufzustehen. Denn dieser Ort, kein Zweifel, war nunmehr verseucht. Dabei hätte er längst mit ungebetenen Besuchern rechnen müssen. Es war ein Wunder, dass nicht tagtäglich Jugendliche die Ruinenvilla aufsuchten, vielleicht nicht unbedingt, um sich Nazilieder anzuhören, aber zum Kiffen etwa war dieser Ort ideal. Und wenngleich sich der Einbeinige keine Joints mehr reinzog – dass er dieses kleine Bauwerk nicht bereits vor dreißig Jahren gekannt hatte, fand er manchmal bedauerlich. Klar, auch seine Freunde und er hatten damals ihre Parks gehabt, ihre Flussufer, ihre Plätze im Wald. Doch nichts davon hätte sich mit dem Ambiente dieser in Hanglage erbauten künstlichen Ruine vergleichen lassen, die vor 200 Jahren als Teil eines englischen Landschaftgartens errichtet worden war. Von diesem hatte nicht viel mehr die Zeiten überdauert, als ein Teich, zu dem man über einen steilen Serpentinweg gelangte, und der sogenannte Obstgarten, den Stadtmenschen an schönen Tagen zur

Erholung nutzten; sowie eben die Ruinenvilla, zu der die Stadtmenschen, wenn sie unter einem der Apfel- und Birnbäume des Obstgartens lagen, hinauf schauen konnten, dabei womöglich von jenem *romantischen* Gefühl ergriffen wurden, das hervorzurufen ursprünglicher Zweck dieses Gebäudes gewesen war, schon damals bei seiner Errichtung als Reminiszenz an das Mittelalter: aus Steinbrocken aufgeschichtetes Mauerwerk, gotische Bogenfenster, hölzerne Stützpfeiler – eine künstliche Ruine inmitten einer wild und ursprünglich wirkenden, in Wahrheit durchkomponierten Landschaft, die den Widerspruch zwischen Natur und Zivilisation aufheben sollte, das Gegenprogramm zu den vormals beliebten Barockgärten war. Früher hatte es neben der Ruinenvilla noch andere kleine Gebäude in der weitläufigen Anlage gegeben, einen Tempel, eine Fischerhütte, eine Eremitage – dort hatte tatsächlich ein professioneller Eremit gehaust, um die meist adeligen Besucher durch sein wildes Aussehen zu unterhalten.

Der Einbeinigen wollte den heutigen Erholungsbedürftigen keineswegs eine Attraktion sein. Nichtsdestoweniger verstand er die Ruinenvilla als seine mit der Natur verwachsene Eremitage, seine Intimsphäre, wohin er sich jederzeit aus der Stadt flüchten konnte, wenn er Ruhe brauchte – zumal sie umzäunt, ja fast verbarrikadiert war, ein Schild ihr Betreten untersagte, und sich die meisten Leute noch an Abschreckungen dieser Art hielten. Daher hatte er auch geglaubt, hier geschützt, geradezu unsichtbar zu sein, inmitten von Menschen, Pflanzen und Tieren, und dennoch abgeschirmt.

Und nun? Sollte er all das wegen dieser Rabauken aufgeben? Als er es endlich geschafft hatte, sich aufzurichten und durch den Tunnel zu mühen, der aus dem Keller nach oben führte, stand er im Hauptraum des Gebäudes und fragte sich, weshalb er den Eindringlingen soviel Macht über sein Leben zugestehen wollte? Er sah sich um und stellte

fest, dass sich rein gar nichts verändert hatte, selbst der Gestank ihrer Zigaretten würde sich bald verzogen haben. Der Einbeinige beschloss, noch einmal runter in den Keller zu gehen, sich ein Buch zu holen, am besten eines von Ken Wilber; sich an das große Fenster zu setzen und zu lesen. Spätestens morgen würde er das alles vergessen haben.

Da bemerkte er die Handtasche, die am staubigen Boden lag. Die Eindringlinge mussten sie zurückgelassen haben. Er hob sie auf, öffnete sie, fand einen Ausweis, außerdem mehrere identitätsstiftende Plastikkarten. Er seufzte. Die Frau, der die Handtasche zu gehören schien, brauchte dieses Zeug. Das konnte er nicht ignorieren. Ansonsten würde sich die dreckige Aura des Vorfalles nicht verziehen. Ken Wilber musste warten.

#### **vier**

„Und du bist die ganze Zeit auf dieser Bank gesessen? Einfach so? Hast du dir keine Sorgen gemacht, dass diese Typen dein Konto plündern? Wie hoch, glaubst du, wird deine Handyrechnung im nächsten Monat sein? Was hast du dir dabei gedacht?“

Ruth lächelte, und innerlich musste sie sogar richtig ausgelassen lachen. Wie eine Teenagerin, die wusste, dass ihr Vater es ohnehin nicht begreifen würde, weil er nur in seinen eng begrenzten Dimensionen denken konnte, sich gar nicht mehr vorzustellen wagte, dass es noch andere als seine Erfahrungen und Schlussfolgerungen gab. Ihr gefiel diese Umkehrung des Mutter-Kind-Verhältnisses. Sie liebte ihren Sohn, und sie hatte sich auch ausgiebig für ihn aufgeopfert, wie sie es für richtig hielt. Aber nun ...

„Und dieser Mann ...“ – er flüsterte jetzt – „...woher willst du wissen, dass er nicht der Boss der Bande ist, dass er nicht hinter alledem steckt? Denk doch mal logisch!“

... nun spürte sie, dass es an der Zeit war, ihn seinen Weg gehen zu lassen und ihren eigenen wieder zu finden. Das etwa hatte sie sich auf der Bank sitzend gedacht. Sie hatte nicht nachgedacht, sondern ihre Gedanken von der Leine gelassen. Diese hatten sich zunächst gar nicht ausgekannt, waren dann sprichwörtlich entfesselt gewesen.

„Na ja, egal, die Polizei wird schon das richtige machen, die Ausweise hast du ja alle wieder bekommen, das Handy habe ich sperren lassen – habe ich irgendwas vergessen?“

Er hatte einiges vergessen. Ziemlich viel sogar. Ruth konnte ihm natürlich keinen Vorwurf machen. Sie hatte es selbst vergessen gehabt. Die Sonne, Blumen, Bäume, den Himmel; ausgelassenes Lachen, nutzloses Schauen, großzügiges Verschwenden; Berührungen, Umarmungen, Küsse, Sex; das monotone Gewusel in einer blühenden Wiese, die schützende Ruhe in einem dichten Wald; den Mut, etwas vollkommen anderes zu machen, die Hoffnung, dass es irgendwann vollkommen anders sein werde; den Wunsch nach Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit, und sei es auch nur für die Dauer eines Liedes; nicht zuletzt die Überzeugung, dass es für sie, die kurz vor ihrem fünfzigsten Geburtstag stand, noch ein Wunder geben könne.

„Nein, mein Schatz, du hast nichts vergessen. Danke, dass du das alles geregelt hast.“

„Und du bist dir sicher, dass ...“

Sie sah in die braunen Augen ihres Sohnes, dachte sich abermals, wie bezaubernd er aussah. Doch sie sah in seinen Augen noch etwas anderes: die Wiese mit den Apfel- und Birnbäumen, die Ruine auf dem Hang dahinter. Den Mann, der von dort herunter kam, dessen leicht verärgelter Gesichtsausdruck so gar nicht in diese friedliche Gartenlandschaft passen wollte. Er hatte langes schwarzes Haar, war groß und schlank, und trotz seiner Beinprothese, die sie schon im



ersten Moment bemerkte, wirkte er vollkommen. Und sie glaubte nicht an Gott, noch an eine andere höhere Macht, aber dass ihr dieser Mann unvermutet sein Gesicht zuwandte, ihre Blicke einander trafen, dass er sie nicht nur von ihrem Ausweisfoto her erkannte, sondern auch, wie sie ihn, als etwas seit langem Gesuchtes, dass er sich ihr langsam näherte, sie anlächelte, fragte, ob dies ihre Handtasche sei – all dies ließ sie an ihrer Überzeugung zwar nicht zweifeln, aber solche Menschen verstehen, die von *göttlicher Fügung* sprachen.

„Du musst dir wirklich keine Sorgen um mich machen“, sagte sie zu ihrem Sohn.

Dann stand sie auf und ging aus dem Wohnzimmer in die Küche, wo Robert, der Einbeinige, auf sie wartete. Er hatte sie nach Hause gebracht, in jeder Hinsicht.

„Und nun?“, fragte sie.

„Ein Spaziergang vielleicht ...“

„Zu deiner Ruine?“

„Hm ... Lass uns doch mal sehen, was in der Innenstadt los ist. Dort bin ich schon lange nicht mehr gewesen.“

Die Ruinenvilla verfiel schließlich auch ohne ihn. Er aber ahnte, gemeinsam mit Ruth würde er aufblühen.